

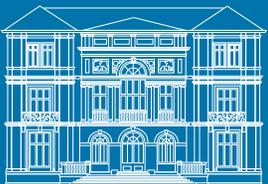


Dokumentation zur
**VERLEIHUNG DES
PREISES DES
HISTORISCHEN KOLLEGS**

an

Professor Dr. Ulinka Rublack

8. November 2019



IMPRESSUM

Historisches Kolleg
Geschäftsführer Dr. Karl-Ulrich Gelberg
Kaulbachstr. 15
80539 München
www.historischeskolleg.de

MÜNCHEN 2021

Redaktion: Dr. Elisabeth Hüls
Fotos: Stefan Obermeier
Gestaltung: Isabel Große Holtforth



Professor Dr. Ulinka Rublack



Professor Dr. Martin Schulze Wessel

BEGRÜßUNG DURCH DEN VORSITZENDEN DES KURATORIUMS DES HISTORISCHEN KOLLEGS, PROFESSOR DR. MARTIN SCHULZE WESSEL

Herr Staatsminister Sibler,
Herr Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Höllmann,
sehr geehrte, liebe Frau Rublack,
meine Damen und Herren,

im Namen des Historischen Kollegs darf ich Sie herzlich zur Verleihung des Preises begrüßen, den unsere Einrichtung heute zum 13. Mal vergibt.

In der akademischen Kultur ist die Findung von Preisträgern oder Preisträgerinnen eine sehr besondere Prozedur. Das Preisgericht, die Jury, urteilt über Kandidatinnen und Kandidaten, die miteinander konkurrieren, ohne sich darum beworben zu haben. Die Spannweite der Bücher und Autoren, die das Preisgericht vergleicht, ist, wenn es um den Historikerpreis geht, so groß, dass sie immer die Kompetenz der Jury zu überdehnen droht. Sind die Bücher aus den zahlreichen Subdisziplinen der Geschichte und den verschiedenen Epochen überhaupt vergleichbar? Meist zeichnen sich schon im Vorfeld, bevor das Preisgericht überhaupt zusammengetreten ist, Favoriten mit mächtigen Unterstützern ab. Und nicht selten wird in einer Jury-Sitzung die Komplexität der Preisfindung durch Paritäts-Argumente reduziert wie zum Beispiel: „Der Epoche x ist schon lange kein Preis mehr gewidmet worden.“ Auch die Absicht, ein „Zeichen“ für irgendein löbliches wissenschaftliches oder außerwissenschaftliches Ziel zu setzen, erleichtert die Auswahl ungemein und manchmal auch die Argumentation für einen bestimmten Kandidaten. Beliebte ist schließlich auch der warnende Hinweis, die Prämierung von einem bestimmten Buch könne einer unerwünschten Tendenz in der Geschichtswissenschaft „Vorschub“ leisten und mithin Wasser auf die falschen Mühlen leiten.

Warum erwähne ich das? Weil die Jury-Sitzung zur Vergabe des 13. Preises des Historischen Kollegs tatsächlich völlig frei war von solchen sonst nicht untypischen Erwägungen. Natürlich gab es vor der Sitzung auch Favoriten, und jeder von ihnen wäre ein würdiger Preisträger gewesen. Es ist, denke ich, nicht indiskret zu sagen, dass Ulinka Rublack vor dem Beginn des Verfahrens nicht auf dem Schirm der Kommission war. Im Laufe des Findungsprozesses, der für die Jury mit viel Lektüre verbunden war, schlug ihr Buch „Der Astronom und die Hexe“ seine Leserinnen und Leser in der Jury aber so in den Bann, dass am Ende eine einhellige Entscheidung stand. Es ist die Entscheidung für ein Buch, das in kunstvoller Weise mit enorm gründlicher Archivarbeit und sorgfältiger Quellenexegese, aber eben auch Imaginationskraft und

Empathie für die dargestellten Figuren der Geschichte auf die Spur kommt. Johannes Kepler und seine Mutter Katharina, die beiden Hauptfiguren, ihr ganzes familiäres und weiteres soziales Umfeld, ja das ganze Zeitalter am Vorabend und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges werden dem Leser verständlich. Dabei wird in der minutiösen Rekonstruktion von Katharina und Johannes Keplers Weltbildern und Handlungsmaximen durchaus deutlich, dass ihre Zeit für uns gewissermaßen wie ein fremdes Land ist. In vieler Hinsicht jedoch – im Nebeneinander von verschiedenen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Weltansichten, in den Sorgen der Akteure und ihrem Ringen um richtige moralische Entscheidungen – ist die Geschichte, so wie sie von Ulinka Rublack erzählt wird, uns sehr nah.

Eine ferne Zeit für uns verständlich zu machen, ist eine überaus schwierige Aufgabe. Sie befriedigt das menschliche Grundbedürfnis, sich in den Zeitläuften zu orientieren. Wenn Vergangenes nicht durch Geschichtsschreibung im Sinne von Ulinka Rublack mit der sorgsam Darstellung aller Facetten des menschlichen Daseins, der Ambivalenzen und Aporien der Akteure von damals erzählt wird, entsteht ein Vakuum, das von politischen Verführern gefüllt wird. „Tausend Jahre erfolgreiche deutsche Geschichte“ ist ein entsprechender Kampfspruch, der in die historische Tiefe raunt und dabei ein dummes und gleichwohl gefährliches Surrogat für eine wirkliche Orientierung in der Geschichte anbietet, die jedoch nur entstehen kann, wenn man sich der Geschichte in ihren Widersprüchen aussetzt. Nur auf diesem Weg ist historische Bildung zu erwerben.

Ulinka Rublacks Buch ist eine packende Erzählung. Die narrative Meisterschaft des Texts sollte jedoch nicht übersehen lassen, dass dem Buch viele theoretische und begriffliche Klärungen zugrunde liegen, die die Geschichtswissenschaft in der letzten Zeit beschäftigt haben. Wenn man den Historikerpreis auch als Seismografen für Veränderungen im Fach verstehen möchte, zeigt die Auszeichnung für Ulinka Rublack, welche enormen Erweiterungen die Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten erfahren hat. In ihr Werk sind Methoden und Theorien aus vielen innovativen Bereichen unserer Disziplin – ich nenne die Wissenschafts-, die Geschlechter-, die Mikro- und die Kulturgeschichte sowie den *material turn* – eingeflossen. Nur so konnte dieses facettenreiche, kunstvolle Werk entstehen.

Vergegenwärtigt man sich diesen Zusammenhang, so kann man nicht darüber schweigen, dass Gender-Geschichte, deren Kategorien für uns innerwissenschaftlich einen zentralen Stellenwert besitzen, politisch umkämpft ist. In Ungarn und in Polen werden bislang gut etablierte Gender-Studien aus politischen Gründen unterbunden und auch in Deutschland forderte die AfD im thüringischen Wahlkampf in bezeichnender Terminologie dazu auf, „Gender-Gaga auf den Müllhaufen der Ideologiegeschichte“ zu werfen (B. Höcke in Erfurt). Was in Kaczyńskis Polen und Orbáns Ungarn geschieht und von deren Geistesverwandten in Deutschland gefordert wird,

betrifft uns in der Geschichtswissenschaft alle zusammen. Die Kategorie „Gender“ sowie die Frauen- und Geschlechterstudien sind zentral für die Geisteswissenschaften.

Ein Buch zu schreiben, das methodisch und theoretisch auf der Höhe der Zeit und kunstvoll geschrieben ist, erfordert Muße. Diese anzubieten ist der Zweck des Historischen Kollegs. Es gewährt seinen Fellows den größtmöglichen Freiraum, sich ein Jahr lang ganz auf ihr Buch zu konzentrieren. Dieses Privileg für Senior und Junior Fellows aus dem weiten Bereich der historisch orientierten Wissenschaften wollen wir auch in den kommenden Jahren erhalten.

Als Kuratoriumsvorsitzender freut es mich besonders, dass der Freistaat Bayern und namentlich Sie, sehr geehrter Herr Staatsminister Dr. Sibler, als dessen Wissenschaftsminister, zu dieser national und international etablierten Einrichtung der Eliteförderung in den Geschichtswissenschaften stehen. Zum Ausdruck kommt dies auch durch das zuletzt signifikant verstärkte materielle Engagement Bayerns. Es versetzt das Historische Kolleg auch im 40. Kollegjahr 2019/2020 erneut in die Lage, sechs ganzjährige Stipendien – drei Forschungs- und drei Förderstipendien – zu vergeben. Ich darf an dieser Stelle die sechs Stipendiatinnen und Stipendiaten des aktuellen Jahrgangs, Pascal Firges, Fabian Krämer, Patrick Merziger, Ute Schneider, Dorothea Weltecke und Martin Zimmermann, recht herzlich in unserer Mitte begrüßen.

Auch für das nächste Kollegjahr 2020/2021 konnte das Kuratorium heute eine ähnlich große Zahl von Stipendien ausschreiben. Wir verdanken dies – neben dem Freistaat Bayern – auch einer ganzen Reihe privater Förderer an der Seite des Kollegs. Schon viele Jahre sind dies die Fritz Thyssen Stiftung und die Gerda Henkel Stiftung. Ebenfalls im Kreis der Förderer vertreten sind die C.H.Beck-Stiftung, dafür gilt mein Dank Herrn Wolfgang Beck, und neuerdings die Ippen-Stiftung, dafür geht mein Dank an Dirk Ippen. Überdies sind als teilweise langjährige Förderer zu nennen: das Deutsche Stiftungszentrum im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, das Historische Seminar der LMU, das Institut für Zeitgeschichte sowie der Freundeskreis des Historischen Kollegs, hier nenne ich dessen Vorsitzenden, Clemens Börsig, dessen Bemühungen wir viel verdanken.

An dieser Aufzählung erkennen Sie, dass das Historische Kolleg nicht allein dasteht. Seine internationale Anziehungskraft und Strahlkraft auf dem Feld der Geschichtswissenschaften beruhen auch auf vielfältigen Synergien, die in der bayerischen Landeshauptstadt zwischen MGH, Bayerischer Staatsbibliothek, LMU, Historischer Kommission, dem IfZ oder dem Collegium Carolinum existieren – die Aufzählung ließe sich fortsetzen. Diese Vielfalt historischer Forschungseinrichtungen macht München in Deutschland und Europa einzigartig. Institutionelle Form hat dies 2014 im „Kompetenzverbund Historische Wissenschaften München“ gefunden. Dadurch wird auch das Kolleg gestärkt.

Am Ende meiner Begrüßung gilt es, weiteren Dank abzustatten: Ganz besonders möchte ich der Alfred und Cläre Pott-Stiftung danken, die die Dotierung des Preises mit 30.000 Euro bereits zum vierten Mal übernommen hat.

Dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften danke ich dafür, dass er uns erneut ermöglicht, mit der Preisverleihung zu Gast in deren Räumen in der Residenz zu sein.

Ferner danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Historischen Kollegs sowie den Künstlern, dem Komponisten Tim Watts und der Mezzosopranistin Cerys Purser, für die Vorbereitung und Durchführung dieses festlichen Abends. Und er gilt wiederum Ihnen, Herr Staatsminister Sibler, für die Ausrichtung des anschließenden Staatsempfangs im Kaisersaal der Residenz, der sicherlich zu zahlreichen anregenden Gesprächen Gelegenheit geben wird.

Herr Staatsminister Sibler, Sie haben das Wort.



Bernd Sibler

GRUSSWORT DES BAYERISCHEN STAATSMINISTERS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST, BERND SIBLER

Es ist mir eine besondere Freude, Sie heute hier zu begrüßen. Grußworte sind meistens eine angenehme Aufgabe für einen Minister. Aber manchmal sind sie eine ganz besonders große Freude. Für mich ist das immer dann der Fall, wenn das Ereignis mit einer meiner großen Leidenschaften zu tun hat: der Geschichte. Daher begrüße ich Sie heute mit besonderer Freude zur Verleihung des Deutschen Historikerpreises.

Herzlichen Glückwunsch zum Preis des Historischen Kollegs! Sehr geehrte Frau Professorin Ulinka Rublack, herzlich willkommen hier bei uns in München! Meine Glückwünsche zu dieser bedeutenden Auszeichnung! Der deutsche Historikerpreis hat einen ganz besonderen Glanz. In Ihrem Buch „Der Astronom und die Hexe. Johannes Kepler und seine Zeit“ beschreiben Sie Keplers Kampf um seine Mutter, die als Hexe angeklagt wurde. Dieses Familiendrama setzen Sie in den faszinierenden Kontext einer Zeit, in der Aberglaube und Wissenschaften nebeneinander existierten. Mehr darüber erfahren wir bestimmt gleich in der Laudatio. Nur so viel: Es spricht für sich, dass man Ihr Werk auch als Oper erleben kann. Gerade als Kunstminister freue ich mich, mit Ihnen allen heute Auszüge daraus genießen zu dürfen.

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, die Bedeutung der Geschichte für unsere Gesellschaft sichtbar zu machen. Das Zeitalter der Hexenverfolgung haben wir zum Glück hinter uns gelassen. Trotzdem ist es wichtig, diese Zeiten auch heute noch in den Blick zu nehmen. Denn das Wissen über unsere Herkunft und unsere Vergangenheit schafft Orientierung und ist oft auch Mahnung. Manchmal hilft es uns auch, aktuelle Probleme zu lösen. Ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein ist ein zentrales Fundament unserer Wertegemeinschaft. Gerade in Zeiten von „Fake News“ und „alternativen Fakten“ ist es mir wichtig, das immer wieder zu betonen. Auch der Bayerischen Staatsregierung ist bewusst: Wir müssen uns mit der Geschichte auseinandersetzen. Erst Anfang Juni haben wir in Regensburg das Museum der Bayerischen Geschichte eröffnet. Es ist die Schatzkammer unserer Geschichte und ein Juwel in unserer Museumslandschaft. Dort zeichnen wir auf beispielhaftem Niveau ein spannendes und facettenreiches Bild unserer bayerischen Geschichte. So machen wir einen bedeutenden Teil unserer Vergangenheit sicht- und erlebbar.

Das Konzept des Historischen Kollegs hat Vorbildcharakter. Im Historischen Kolleg fördern die öffentliche Hand und private Geldgeber gemeinsam die historische Forschung. Ich möchte an dieser Stelle der Alfred und Cläre Pott-Stiftung danken. Ihr Engagement ermöglicht die Verleihung dieses Preises heute. Neben der Vergabe des Historikerpreises hat das Historische Kolleg auch noch weitere wichtige Aufgaben: Mit Forschungsstipendien verschafft es den Besten des Fachs Freiräume, damit sie

eine größere Arbeit abschließen können. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten können in der Kaulbach-Villa unter idealen Bedingungen konzentriert arbeiten – am herausragenden Wissenschaftsstandort München mit kurzen Wegen zu ausgezeichneten Bibliotheken, Forschungseinrichtungen und Archiven. Und das alles in zentraler, aber ruhiger Lage zwischen Bayerischer Staatsbibliothek und Englischem Garten. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten machen das Haus zu einem lebendigen Zentrum der historischen Forschung – mit wissenschaftlichen Kolloquien und Vorträgen. Solche Bedingungen wie hier am Historischen Kolleg ermöglichen oft erst Werke wie das von Frau Professorin Rublack. Diese Bücher bringen die Forschung voran. Und sie erreichen auch die breite Öffentlichkeit.

Ich habe für das Historische Kolleg eine gute Nachricht im Gepäck. Dank des Bayerischen Pakts für Forschung und Innovation wächst der staatliche Zuschuss um jährlich drei Prozent. Gemeinsam mit den privaten Förderern erhalten wir so das herausragende Forschungspotenzial des Historischen Kollegs.

Ich danke allen Beteiligten, die zu dieser Erfolgsgeschichte beigetragen haben. Der Arbeit des Historischen Kollegs wünsche ich weiterhin viel Erfolg. Ihnen, sehr verehrte Frau Professorin Rublack, gratuliere ich nochmals sehr herzlich zum Preis des Historischen Kollegs. Und Sie alle darf ich schon jetzt zum anschließenden Staatsempfang einladen!

LAUDATIO AUF PROFESSOR DR. ULINKA RUBLACK DURCH PROFESSOR DR. BIRGIT EMICH, MITGLIED DES KURATORIUMS DES HISTORISCHEN KOLLEGS

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Frau Rublack,

der Preis des Historischen Kollegs 2019 geht an Ulinka Rublack. Ausgezeichnet wird ihr Buch „Der Astronom und die Hexe. Johannes Kepler und seine Zeit“, aber, so heißt es in den Regularien des Historischen Kollegs, auch das gesamte Schaffen der Preisträgerin, ihre Forscherpersönlichkeit.

Ich habe die schöne Aufgabe, kurz darzulegen, warum beides, Buch wie Forscherpersönlichkeit, sehr zu Recht mit diesem Preis geehrt werden, und was das eine, das Buch, mit dem anderen, dem Profil der Forscherin Ulinka Rublack und ihrem bisherigen Schaffen, zu tun hat.

Auf den ersten Blick scheint das schnell erklärt: 1967 in Tübingen geboren, beschäftigt sich Ulinka Rublack in ihrem preisgekrönten Buch mit der schwäbischen Heimat. Die Keplers sind Landsleute, und wer ihnen auf ihren Stationen in Eltingen oder Leonberg durch das Buch folgt, spürt sehr deutlich, dass die Autorin in dieser Landschaft zu Hause ist. Auch in der Sache dürfte ihr der Gegenstand bestens vertraut sein: „Frauen vor Gericht“ haben sie schon in ihrer Doktorarbeit beschäftigt, die 1998 auf deutsch und 1999 in einer englischen Fassung erschienen ist.

Und doch, so einfach liegen die Dinge nicht. Die geborene Schwäbin Ulinka Rublack lebt seit annähernd 30 Jahren in Cambridge, die Dissertation zu den Frauen vor Gericht behandelt zwar einen ganzen Reigen von Delikten, aber ganz ausdrücklich keine Hexenprozesse. Eine lineare Geschichte vom Proseminar zum Historikerpreis ist also nicht zu erwarten. Einige Linien dürften gleichwohl zu erkennen sein. Ich versuche also, in wenigen Stationen die Entfaltung ihres Werkes nachzuzeichnen.

Ulinka Rublack hat in Hamburg und dann vor allem in Cambridge studiert. Dabei teilte sie das Interesse ihres Vaters Hans-Christoph Rublack an der Reformation, und sie teilten auch die Freundschaft zu Bob Scribner in Cambridge. Bob Scribner hatte sich ebenfalls die Reformation vorgenommen: als Geschichte von unten, die er aus der Sicht der einfachen Leute beschrieb, und als Kommunikationsprozess, in dem das gedruckte und das gesprochene Wort mit visuellen Medien zusammenspielten. Weit früher als andere interessierten Scribner die religiösen Praktiken der Menschen, die Rituale, die magischen Formen, die er auch im Protestantismus fand.

Frau Rublack hat viele dieser Fäden aufgegriffen, weitergesponnen, neue hinzugenommen und sie zu ganz eigenen innovativen Zugängen verknüpft. Ein früher



Professor Dr. Birgit Emich

Meilenstein galt denn auch der Reformation: Seit 1996 selbst in der Lehre tätig, und zwar durchgehend bis zum heutigen Tage am St John's College in Cambridge, legte sie 2003 eine Überblicksdarstellung mit dem Titel „Die Reformation in Europa“ vor (deutsch 2003, englisch 2005, jeweils mit weiteren Auflagen). Dieser Überblick wandte sich zwar an Studierende. Was Ulinka Rublack hier aber als Einführung präsentierte, war tatsächlich die erste Darstellung der Reformation aus konsequent kulturanthropologischer Perspektive. Der Band will nicht nur wissen, wie sich die neuen Wahrheiten der verschiedenen Reformatoren und Reformationen durchsetzten. Er will ebenso zeigen, was diese Wahrheiten für die Menschen in ihrem Alltag, in ihren Weltbildern, ihren Praktiken und Routinen bedeuteten. So ist hier zu erfahren, dass und warum Luther bei der Leipziger Disputation eine Blume in der Hand hielt. Und wer der These anhängt, der Protestantismus habe als eine Religion des Wortes die Welt entzaubert, wird bei Rublack in den Kernländern des Luthertums mit der Anbetung von Bibeln, in die Haut tätowierten Schriftziten, der Wartburg als Wallfahrtsstätte und Blut schwitzenden Lutherbildern konfrontiert.

Wie ein Rezensent ebenso staunend wie anerkennend schrieb, hatte sich Ulinka Rublack damit als würdige Nachfolgerin des 1998 verstorbenen Bob Scribner erwiesen. Die Reformation blieb eines ihrer großen Themen: So ist Ulinka Rublack alleinige Herausgeberin des „Oxford Handbook of the Protestant Reformations“ (2016), das Texte von nicht weniger als 36 Beiträgern versammelt. Und zur Zeit bereitet sie einen Themenband vor, der die Erforschung der Reformationsgeschichte in globaler Perspektive behandelt und sicherlich eine ebenso große editorische Herausforderung darstellt.

Neben der Reformationsgeschichte sind noch andere Stränge in Rublacks Werk zu erkennen. Auch, aber nicht nur in chronologischer Hinsicht zuerst zu nennen sind ihre Arbeiten zur historischen Genderforschung. Schon ihre Dissertation erweiterte die gerade boomende Kriminalitätsgeschichte um eine Genderperspektive, das heißt um die grundsätzliche Sensibilität für die Bedeutung der Kategorie „Geschlecht“. Anhand von Gerichtsprotokollen aus Memmingen, Esslingen, Schwäbisch Hall und Konstanz untersucht Ulinka Rublack in dieser Arbeit geschlechtsspezifische Alltagsdelikte, die wenig über Frauen an sich, aber umso mehr über Frauenrollen und Weiblichkeitsbilder zwischen – so der Titel der deutschsprachigen Fassung – „Magd, Metz' oder Mörderin“ sagen.

Ein weiterer Strang ihres Schaffens zieht in gewisser Weise die Konsequenz aus der Einsicht, dass weder die Reformation noch die protestantische Konfessionskultur der folgenden Jahrzehnte allein über das Wort zu begreifen sind. So wie sie das Sehen als Dimension der Wahrnehmung ernst nimmt, so plädiert Ulinka Rublack immer wieder dafür, auch die visuellen Quellen ernst zu nehmen. Warum, zeigt sie etwa an Hans Holbeins Totentanz, einer Serie von Holzschnitten, die zwischen 1524 und 1526 in

Basel entstanden. Unter Rublacks scharfer Lupe werden diese scheinbar traditionellen Fingerübungen des späteren Hofmalers als subversive Satire lesbar: als kirchen-, aber auch sozialkritisches Werk eines Künstlers, der unterhalten, überraschen und beleidigen wollte und damit die gespannte Atmosphäre der frühen Reformationszeit ebenso abbildete wie anheizte.

Ähnliche Neubewertungen könnte das aktuelle Projekt von Frau Rublack zu bieten haben: Wenn ich recht informiert bin, arbeiten Sie an einer Monografie zu Albrecht Dürer, in der es ebenfalls um Kunst geht, genauer: um Kuriositätenkabinette, und methodisch zentral: um die Materialität der dort versammelten Objekte.

Damit ist ein weiterer Strang ihres Forschens benannt. Ganz im Sinne des *material turn* interessiert sich Frau Rublack auch für materielle Quellen: für Kunstwerke, für Kuriositäten und – für Kleidung. „Dressing up“ heißt ihre Monografie von 2010, „Aufbrezeln“ könnte man auch sagen. Wer sich wie aufbrezelte, sagt einiges über die Gesellschaft, heute wie in der Frühen Neuzeit. Ulinka Rublack nutzt dies geschickt: Mit großem methodischen Scharfsinn kombiniert sie Kleiderbücher und Kleiderordnungen, religiöse Debatten und nationale Stereotype, aber auch private Kommentare über die Kleidung (meist der anderen) und Selbstentwürfe im Medium illustrierter Freundschaftsalben. Dass Kleidung nicht nur an sich, sondern gerade auch durch ihre Zurschaustellung und bildliche Vermittlung unverzichtbar für die Identitäts- und Inszenierungsstrategien in der Renaissance war, wird man nach der Lektüre dieses preisgekrönten Buches (ausgezeichnet mit dem Bainton Prize 2011) nicht mehr bezweifeln.

Bezeichnend für die gesamte Forscherpersönlichkeit Ulinka Rublacks ist ihre Begeisterung für die Quellen der Kleidergeschichte. Um auch anderen den Zugang zu dieser bis dahin kaum beachteten Text-Bild-Gattung zu eröffnen, hat sie das Kostümbuch von Matthäus Schwarz in einer farbigen Reproduktion mitherausgegeben: das erste Kleiderbuch überhaupt, in dem ein Buchhalter der Fugger sämtliche für ihn kreierte Outfits dokumentieren ließ und auf diese Weise Mode und Männlichkeit im früheren 16. Jahrhundert in Szene setzte. Damit nicht genug: Um mehr über die Materialität der Kleidung zu erfahren, ließ Frau Rublack in Zusammenarbeit mit einer Kostümrestauratorin eines der Gewänder rekonstruieren, das Matthäus Schwarz, das Fashion Victim im Dienste der Fugger, im Jahr 1530 in Auftrag gegeben und wohl auch getragen hatte.

Auch hinter dieser Rekonstruktion steht eine methodische Überlegung: Wenn wir wissen wollen, warum welchen Gegenständen welche Bedeutung zugewiesen wurde – und das ist ja das Grundanliegen des *material turn* –, dann müssen wir fragen, welche Eigenschaften die Materialien hatten, wie sie verwendet, kulturell kodiert und umgenutzt wurden und woher sie überhaupt kamen. Woher sie kamen – wie von

selbst öffnet sich hier das Tor von der Kleidungs- zur Globalgeschichte. Manche Stoffe wurden aus Indien oder Indonesien importiert, extravaganter Federschmuck, wie ihn Matthäus Schwarz schätzte, stammte aus Afrika oder Amerika – Männermode war schon im 16. Jahrhundert ein Phänomen mit globalen Zügen.

Kein Wunder also, dass Frau Rublack eine „Globale Geschichte der Mode von 1300 bis 2020“ schreiben möchte; kein Wunder auch, dass sie über die Methoden und Möglichkeiten einer nicht eurozentrischen, eben globalen Geschichtsschreibung schon länger nachdenkt. Die Reflektion über die Grundlagen des Faches steht nicht nur hinter ihren jeweiligen empirischen Arbeiten, sie wird mitunter auch explizit vorangebracht. Ob Genderforschung oder Kleiderkunde, ob Reformationsgeschichte oder globale Vernetzung: Ulinka Rublack beteiligt sich intensiv an den Diskussionen über die methodischen Grenzen und Möglichkeiten der Geschichtswissenschaft. Nennen möchte ich ausdrücklich das von ihr herausgegebene Handbuch „Neue Geschichte“ von 2013, „Eine Einführung in 16 Kapiteln“: Nicht (oder nicht nur), weil es mit dem Bannstrahl Hans-Ulrich Wehlers geadelt wurde, sondern weil es zeigt, wie sich Geschichtsschreibung wirkungsvoll dezentrieren lässt.

Ich übergehe die zahlreichen Kooperationen und Netzwerke, in denen Frau Rublack arbeitet, und verweise auch nur kurz auf ihr Engagement in der akademischen Lehre. Ebenfalls nur cursorisch nennen möchte ich ihre Gastaufenthalte an renommierten Instituten in Deutschland, Frankreich, den USA und andernorts sowie ihre Aufnahme in die British Academy. Eine weitere Facette in der Forscherpersönlichkeit von Ulinka Rublack muss ich aber unbedingt ansprechen. Man könnte sie mit dem Begriff der Vermittlung überschreiben. Frau Rublack vermittelt Wissen, und zwar weit über die Grenzen des Faches hinaus. Den Weg zu einem breiteren Publikum sucht und findet sie etwa mit Ausstellungen: „Dressed for Success“ hieß die Ausstellung über Matthäus Schwarz und sein Kleiderbuch, die in diesem Jahr in Braunschweig zu sehen war. Hinzu kommen Beiträge in alten wie in neuen Medien von YouTube bis zur BBC sowie jährlich sechs Unterrichtseinheiten für Kinder zwischen 7 und 14 Jahren, die Schulen bei Frau Rublack in Cambridge bestellen können. Dass ihr Kepler-Buch – auf das ich gleich zu sprechen komme – den Stoff für eine Oper abgibt und demnächst auch noch verfilmt werden soll, passt ins Bild einer überaus regen und erfolgreichen Vermittlung von Wissenschaft und Publikum.

Ulinka Rublack überschreitet aber auch Grenzen anderer Art. So ist die Schwäbin in Cambridge eine Mittlerin zwischen Deutschland und Großbritannien: Mit der Wahl ihrer Untersuchungsgegenstände macht sie die deutsche Geschichte der Frühen Neuzeit in England bekannt, in der Ausarbeitung ihrer Studien bringt sie den Stand und den Stil der britischen Forschung nach Deutschland. Dass sie über die zusehends gefragte Gabe verfügt, Briten und Deutsche an gemeinsame Interessen zu erinnern, schlägt sich auch institutionell nieder: Frau Rublack ist Vorsitzende der britischen

und irischen German History Society, und für ihre Verdienste um die kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien haben ihr die Alexander von Humboldt-Stiftung und die Fritz Thyssen Stiftung 2018 den Reimar Lüst-Preis verliehen.

Heute sind wir hier wegen eines anderen Preises, aber doch auch wegen des Forschungsprofils, das ich zu skizzieren versucht habe. Ulinka Rublack erhält den Preis des Historischen Kollegs, weil sie eine ebenso gründliche wie eigensinnige Historikerin ist. Ihr Gespür für Quellen erlaubt es ihr, immer wieder neue Felder zu betreten: Ob Gerichtsakten, Flugblätter, Kleiderbücher oder die Kleider selbst – Ulinka Rublack entdeckt nicht nur den Reiz bislang wenig beachteter Quellen, sie bringt sie durch unkonventionelle Fragen auch dazu, bislang Verschwiegene preiszugeben. Hinzu kommen methodischer Scharfsinn, darstellerische Eleganz und der Wille, ihr Bild der Frühen Neuzeit einem breiteren Publikum zu vermitteln.

All diese Einsichten, Erfahrungen und Fähigkeiten fließen zusammen in „Der Astronom und die Hexe. Johannes Kepler und seine Zeit“. Dieses Buch ist im englischen Original im Jahr 2015 erschienen, 2018 lag es dann in deutscher Übersetzung vor. Mittlerweile hat es schon die vierte Auflage erlebt – offenbar trifft das Werk einen Nerv der Zeit.

Auf den ersten Blick ist es vor allem spannend und lehrreich: Die Autorin entführt uns in fremde Lebenswelten: in diejenige einer alten Frau im schwäbischen Leonberg, die ihren Mann an den Söldnerdienst verloren und die Kinder quasi allein aufgezogen hat. An ihrem Beispiel erfahren wir viel über Lebensunterhalt und Heiratspolitik, Aufstiegsstrategien und Rückschläge, Fragen des Wohnens, der täglichen Arbeit und der Ernährung (inklusive Hinweisen zur Herstellung von Dinkelbrei).

Es geht aber auch um die Lebenswelt eines führenden Gelehrten seiner Zeit: um den Aufstieg eines jungen Mannes über das württembergische Bildungs- und Stipendien-system, um sein Wirken als Mathematiker am Kaiserhof in Prag, um die Bedeutung von Mäzenatentum und Patronage für eine Wissenschaftlerkarriere in der Frühen Neuzeit, um Erfolgsstrategien, um die Gefahren konfessionellen Eigensinns und um die zwanglose Nähe, die noch immer zwischen Astronomie und Astrologie bestand. Der Mathematiker, dessen Denk- und Erfahrungswelt vor unseren Augen ersteht, ist Johannes Kepler, die alte Frau in Leonberg seine Mutter Katharina.

Als Katharina Kepler 1615 in den Strudel eines drohenden Hexenprozesses gerät, ist Johannes das einzige ihrer Kinder, das sich entschieden auf ihre Seite stellen und ihre Verteidigung übernehmen wird – am Ende mit Erfolg. Warum und wie er das tut, wird ganz eng an den Quellen rekonstruiert und in einer mikrohistorischen Analyse ebenso gründlich wie spannend geschildert.

Ganz im Sinne der Mikrogeschichte geht es also um das Leben gewöhnlicher und vor

allem konkreter Menschen: um die Höhen und Tiefen des Johannes Kepler, der zwar gelehrt und am Ende auch berühmt, aber durchgehend klamm und in die Konventionen der gelehrten Welt eingebunden war, und um das Schickal seiner Mutter, die bis zum Ende ihrer Tage Analphabetin blieb.

Wie jede gute Mikrostudie unternimmt das Buch aber zugleich den Versuch, in den Details einer „kleinen“ Geschichte die großen Zusammenhänge zu sehen, die Strukturen, Mentalitäten und Mechanismen einer Epoche. Zweierlei ist dafür nötig: die akribische Rekonstruktion der Geschichte und die möglichst umfassende Kontextualisierung des Geschehens. Beides leistet das Buch in vorbildlicher Weise. Ulinka Rublack greift weit über den edierten Quellenbestand zum Kepler-Prozess hinaus: In Archiven und Bibliotheken Württembergs hat sie Quellen aufgespürt, die von Ratsprotokollen, Bittschriften und Prozessakten über Besitzverzeichnisse und Lagepläne bis hin zu Gemälden, Predigten und Rezeptbüchern führen. Vielfalt wie Vielzahl dieser Quellen erlauben ihr sogar eine Antwort auf die Frage, ob der Wunsch der Keplerin, den Schädel ihres Vaters ausgraben und zu einem silbergefassten Trinkgefäß verarbeiten zu lassen, alltäglich war oder doch eher alarmierend. (Er war nicht ganz alltäglich, aber auch kein Grund zur Beunruhigung.)

Gleichzeitig kontextualisiert sie diese Befunde so erhellend wie umfassend: Sie kombiniert Fragen der Alltags- und Wissenschaftsgeschichte mit den Perspektiven der Gender- und Mentalitätenforschung – fest verankert auf dem Boden der württembergischen Landesgeschichte, stets auf der Höhe der internationalen Forschung. Ihre Erkenntnisse wurzeln daher sowohl in neu erschlossenen Quellen als auch in frischen Fragen an die bekannten Bestände: Dass sie den vermeintlich wohlbekanntesten Prozessakten neue Einsichten entwindet, spricht für ihren methodischen Scharfsinn ebenso wie für ihr Gespür für die Quellen.

Innovativ ist etwa die Präsentation der wissenschaftsgeschichtlichen Heldenfigur Johannes Kepler. Der berühmte Mathematiker begegnet uns hier als Mensch aus Fleisch und Blut, dessen grüblerische Selbstbeobachtung so modern wirkt wie seine Analyse der Planetenbahnen. Zugleich tritt er aber immer wieder als Kind seiner Zeit in Erscheinung: Die Astrologie, die nicht nur nach der Laufbahn der Sterne fragt, sondern auch nach deren Einfluss auf die Menschen, bleibt ihm Wissenschaft. Planeten und die Erde selbst hält er für beseelt, und auch sein Verhältnis zur Mutter versucht er, ganz vorfreudianisch mithilfe des Horoskops zu klären.

Innovativ ist auch die Interpretation der Hexenverfolgung als Familiendrama. Wann, wie und warum es zu Hexereianklagen kam, hat die Forschung schon lange beschäftigt. Viele Faktoren sind identifiziert worden, Ulinka Rublack bietet sie alle. So erläutert sie anschaulich und ausführlich die Rahmenbedingungen des Hexenwahns: Klima, Missernten und Teuerung sorgten für eine Verschlechterung der Lebensbedin-

gungen, die Verhärtung der konfessionellen Fronten wurde in der Publizistik zum Reformationsjubiläum 1617 mit Händen greifbar. Überhaupt wird die Krisenhaftigkeit der Jahre unmittelbar vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in diesem Buch plastischer dargestellt als in vielen Publikationen zum Krieg selbst. Deutlich markiert Rublack auch die politischen Rahmenbedingungen unter den Vorzeichen territorialer Herrschaftsverdichtung: Nicht nur, dass der übereifrige Vogt seine eigene Position durch besonders scharfes Vorgehen sichern wollte. Ein Wandel in der politischen Kultur führte auch dazu, dass der Silberbecher, mit dem Katharina Kepler diesen Vogt günstig zu stimmen versuchte, nicht mehr wie bisher als Zeichen des Respekts, sondern ganz schnöde als Bestechungsversuch gewertet wurde.

Im Zentrum steht indes das soziale Geflecht, die lokale Gesellschaft, deren Mechanismen verstehen muss, wer dem Hexenwahn auf die Spur kommen will. Johannes Kepler wusste das: In langen Gesprächen mit der inhaftierten Mutter ließ er sich von Katharina erklären, wer wann was gesagt und getan hatte. Immer wieder ging er die Zeugenaussagen durch, die ihm schriftlich vorlagen, akribisch entkräftete er Vorwurf um Vorwurf. Warum aber tat er das? Warum „unterbrach er sein Leben“, wie es im Buch heißt, um nach Württemberg zurückzukehren und Katharinas Verteidigung persönlich zu übernehmen? Seine Geschwister hatten sich von der Mutter abgewandt. Der eine Sohn, Christoph, erbat die Verlegung des Prozesses an einen fernen Ort: Dass das Verfahren gegen die Mutter vor seiner Haustür stattfinden und sein eigenes Ansehen im Ort beschädigen sollte, war für ihn offenbar schwerer zu ertragen als die Folter, die Katharina drohte. Die Tochter Margarete mühte sich redlich, aber nach der von Christoph bewirkten Verlegung der Mutter war auch ihr der Weg zu weit, um sie regelmäßig in ihrer schaurigen Haft zu besuchen. Ein weiterer Sohn, Heinrich, fand sich gar unter den Belastungszeugen wieder: Ein im Streit hingesagtes Wort galt dem Gericht als Indiz für Katharinas Hexerei. Und da deren Elend den verbitterten Sohn nicht rührte, blieb es Johannes überlassen, auch diese Verleumdung zu widerlegen.

Johannes selbst handelte durchaus im eigenen Interesse: Zum einen musste er befürchten, dass der Vorwurf gegen seine Mutter zugleich ein Angriff auf ihn sein oder werden könnte – die Konkurrenz des Mathematicus schlief nicht. Zum anderen hätte das Denken über die Generationen hinweg, das aus einer vermeintlichen Hexe unter den Vorfahren ein starkes Argument gegen die ganze Familie machte, auch Keplers Kinder belastet. Hexenprozesse, so die Botschaft dieser Analyse, betrafen immer die ganze Familie. Wie sich die einzelnen Akteure unter dem Druck einer solchen Gefahr für Leib und Leben und Ehre verhielten, konnte ganz unterschiedlich ausfallen. Insgesamt entfaltete sich aber eine Dynamik aus Scham und Solidarität, die die Verfahren durchzog, mitgestaltete und – Johannes sei dank – auch zu einem guten Ende führen konnte.

Dass und warum die Forschung davon profitieren wird, Hexenwahn und -verfolgung aus der Sicht der Familien zu sehen, wird bei Ulinka Rublack und den Keplers mit Händen greifbar. Zu warnen ist aber auch an dieser Stelle vor ahistorischen Kurzschlüssen: Familie ist nicht immer gleich Familie, auch hier prägen die Mentalitäten der Zeit die Sichtweisen und Empfindungen der Akteure. Dies gilt vor allem für die Geschlechterbilder: Auch Kepler hatte verinnerlicht, dass alten Frauen nicht zu trauen ist. Und wenn der Eindruck nicht trügt, prägte das tatsächlich sein Bild von der eigenen Mutter. In seiner Verteidigungsschrift versteht er es allerdings geschickt, Kapital aus diesem Stereotyp zu schlagen: Die Anklägerin war schließlich auch eine Frau, alt und noch dazu kinderlos. Zu insinuiieren, dass womöglich sie selbst die eigentliche Hexe sein könnte, lag da nahe.

Johannes Kepler griff zu diesem Mittel. Aber er griff zu jedem Mittel, von dem er hoffen konnte, es würde seine Mutter vor dem Scheiterhaufen und sein eigenes Ansehen vor Schaden bewahren. Seine Verteidigungsstrategie wird damit zu einem Schlüsseltext für das Verständnis einer ganzen Epoche: Einerseits zeigt sie ein messerscharfes Denken, das aus empirischen Beobachtungen logische Schlussfolgerungen zieht und in seiner Stringenz überaus modern wirkt. Andererseits steckt sie voller Vorstellungen und Formeln, die einer fremden, eben frühneuzeitlichen Denkwelt angehören. Dieses Amalgam verschiedener Rationalitäten, diese Mischung aus Eigenem, Vertrautem und Fremdem begegnet in der Wissenschaft der Zeit. Sie begegnet in allen Segmenten der Gesellschaft, und sie ist selbst im Hexenprozess zu spüren. Dass die Gemengelage des Fremden und Vertrauten zu den Reizen der frühneuzeitlichen Geschichte gehört, ist immer wieder zu lesen. So überzeugend und anschaulich wie hier wird das aber selten vorgeführt. „Der Astronom und die Hexe“ ist damit auch eine Geschichte über die Brüchigkeit der Moderne. Entworfen wird das Porträt einer Zeit im Umbruch, in der Neues und Altes nebeneinander stehen, sich vermengen und vielfältig überlagern. Und genau diese Brüchigkeit der Moderne scheint mir der Nerv zu sein, den Frau Rublack mit ihrem Buch trifft.

So wirkungsvoll treffen kann Ulinka Rublack diesen Nerv aber nur, weil in ihrem Werk alle Qualitäten zusammenfließen, die ihr Forscherprofil über die Jahrzehnte prägten und prägen. Herausgekommen ist ein mitreißendes historisches Familiendrama, ein großes Porträt einer Epoche, ganz zweifellos ein herausragendes, preiswürdiges Buch.



Professor Dr. Ulinka Rublack

MUSIK AUS DEN STERNEN: ZUM 400-JÄHRIGEN JUBILÄUM VON KEPLERS „WELTHARMONIK“

FESTVORTRAG VON PROFESSOR DR. ULINKA RUBLACK

Hohe Festversammlung,

im Zentrum des heutigen Abends steht Johannes Kepler, doch zunächst möchte ich mich zutiefst bei der Alfred und Cläre Pott-Stiftung sowie dem Kuratorium und der Auswahlkommission des Historischen Kollegs für die Verleihung dieses einzigartigen Preises bedanken. Seine Singularität erwies sich für mich persönlich auch schnell darin, dass sich die Konzeption des Preises nicht so leicht ins Englische übersetzen lässt, denn in Großbritannien gibt es, so wie leider in den meisten Ländern, keinen „historians' prize“, der sowohl ein spezifisches Buch wie das bisherige Werk von Historikern auszeichnet. Also spricht man besser vom „the Historiker-prize“.

Kepler hielt sich an den Satz: „Wer nie zweifelt, wird sich auch nie sicher sein“ – und in diesem Spannungsverhältnis steht wissenschaftliches Arbeiten im Alltag oft notgedrungen wackelig auf den Beinen. Ich bedanke mich deshalb für diese hohe Auszeichnung als persönliche Bekräftigung meines Wegs als Historikerin und möchte heute Abend darstellen, wieviel ich deutschen und internationalen Kolleginnen und Kollegen in drei Forschungsrichtungen verdanke, aus denen meine Arbeit vor allem ihre Inspiration bezieht: der neuen Wissenschaftsgeschichte, der Geschlechtergeschichte und der neuen Kulturgeschichte. Mein herzlicher Dank gilt heute Abend darüber hinaus auch dem Klett-Cotta Verlag und insbesondere Dr. Christoph Selzer, der die Übersetzung von „The Astronomer and the Witch“ mit großem Einsatz ermöglichte, sowie dem Komponisten Tim Watts und der Sängerin Cerys Purser, die uns durch den Abend begleiten. Seit inzwischen drei Jahren erfahren Tim Watts und ich am St John's College über die Beschäftigung mit Kepler die wechselseitige Befruchtung von Musik und Wissenschaft.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, im Jahr 1619 veröffentlichte Johannes Kepler die „Weltharmonik“, sein wichtigstes Werk. Seine bisherige Karriere war beispiellos verlaufen. 1571 war er zwar keineswegs als Kind „armer“ Eltern geboren worden, aber da sein Vater ein Leben als Soldat wählte und seine Mutter bäuerlicher Herkunft war, blieb Johannes Kepler auf Stipendien angewiesen, um weiterführende Schulen und die Universität besuchen zu können. Dies muss für seine Mutter Katharina nicht unbedingt einfach gewesen sein, denn schon als Kepler dreizehn Jahre alt war, stand fest, dass er sich für griechische Rätsel, nicht aber für das Anpacken in der Landwirtschaft interessierte. Alles weist darauf hin, dass Katharina, die selbst Anphabetin war, diesen hochbegabten Sohn nicht etwa strafte, sondern unterstützte. Allen schwebte seine Zukunft als Pfarrer vor, als Kepler kurz vor seinem Studienende

das Angebot einer Lehrerstelle in Graz erhielt. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren begann er also, Mathematik für Adelsöhne zu unterrichten und veröffentlichte – nicht zuletzt dank der Tatsache, dass sie kaum interessiert waren und er viel Zeit hatte – schon zwei Jahre später in Tübingen ein äußerst ambitioniertes Buch: „Das Weltgeheimnis“. Fünf Jahre später ernannte ihn Kaiser Rudolph II. in Prag zum „kaiserlichen Mathematiker“. Nach achtzehn weiteren Jahren krönte dann die „Weltharmonik“ die Summe seines bisherigen Schaffens – eine neue Naturphilosophie. Sie enthielt neben Keplers drittem Planetengesetz auch seine Gedanken zur Geometrie, Musik und Psychologie. Über Jahrtausende galt der Kreis als Inbegriff von Harmonie und göttlicher Vollkommenheit. Dies war, wie Aby Warburg es formulierte, mythisches Denken anstatt Mathematik.

Einen dynamischen Raumbegriff denkerisch überhaupt erst zu wagen und dann begründen zu können, inspiriert Spitzenforscher nach wie vor in aller Welt. Auf Keplers Planetengesetzen baute Newton in seinen Forschungen am Trinity College Cambridge auf, und heute funkeln die Augen meiner naturwissenschaftlichen Kollegen, wenn ich mit ihnen über Kepler spreche. Die Ellipse als Form der Planetenumlaufbahnen und damit physikalische Kräfte zu denken – das bleibt Inbegriff des weiterführenden „thinking out of the box“, des Geistesblitzes mit theoretischer Geltung! Kepler verteidigte mutig das heliozentrische Weltbild und legte darüber hinaus bahnbrechende Forschungen zur Optik sowie einer Vielzahl anderer theoretischer Probleme vor.

Trotzdem ist dieses 400-jährige Jubiläum der „Weltharmonik“ recht still verlaufen. Woran liegt das? An Alexander von Humboldt? Humboldt hat sich in der Tat 2019 als wunderbar anschlussfähig erwiesen – an unsere Ängste ums Klima und unsere Hoffnungen auf globale wissenschaftliche Vernetzung sowie unser Interesse an unkonventionellen Lebensentwürfen mit ihrer Absage an traditionell christliche Normen. Wie steht es nun mit Kepler und seinem „Kosmos“? Ist er anschlussfähig? Oder sind wir inzwischen zu post-heroisch geworden, um derartige Jubiläen, wie das der „Weltharmonik“, groß zu feiern und etwa neue Kepler-Gymnasien zu begründen, so wie es wellenhaft 1937 und 1938 in Württemberg in Fortsetzung des Gedenkens an seinen 300-jährigen Todestag 1930 geschah? Wie sehr lastet die Heroisierung deutscher Wissenschaftler wie Kepler unter den Nationalsozialisten weiter auf uns?

Ich möchte im Folgenden den Gedanken entwickeln, dass Kepler zu den Figuren der deutschen Geschichte gehört, die es einem ebenso leicht wie schwer machen, post-heroisch zu denken. Inwiefern leicht? Hier spielt die neue Wissenschaftsgeschichte eine entscheidende Rolle. Sie widmet sich einer inzwischen großen Anzahl von Heldenerzählungen, um ihre Konstruktion mit scharfem Blick offenzulegen. Ich fasse die wichtigsten Aspekte dieser De- und Rekonstruktionsarbeit im Überblick zusammen: Der traditionelle Wissenschaftsheld erlangte seine alleinige Größe, indem ausgeblendet beziehungsweise unterbelichtet wurde, wieviel er mit anderen zusammen-

arbeitete oder auf schon vorhandenem Gedankengut aufbaute. Dies bedeutet, dass Wissen sehr viel stärker durch Kollaboration und vernetztes Wissen anstatt durch scheinbar herausragende Genies allein in ihrer Stube entstand – und hat damit nicht zuletzt als Befund für die Politik der Wissenschaftsförderung erhebliche Konsequenz. Kepler war ebenso wie später Alexander von Humboldt insofern zukunftsweisend, als er sich um eine zunehmende globale Ausweitung und Vernetzung von empirischen Daten bemühte, indem er zum Beispiel die Präsenz der Jesuiten in China nutzte oder Informationen aus Reiseberichten über Indien mit in seine Forschung einbezog. Kepler selbst reiste selbst nie weiter südlich als Österreich, nie weiter nördlich als Frankfurt, nie weiter östlich als Sagan in Schlesien und nie weiter westlich als Pforzheim. Seine astronomische Forschung baute vor allem auf der Datensammlung des Dänen Tycho Brahe auf, was zu erbitterten Auseinandersetzungen mit dessen Erben führte. Kollaboration, so lernen wir, hieß und heißt deshalb auch strukturbedingte Konflikte um die Anerkennung von Urheberschaft, Vorleistungen, Arbeitseinsatz, Deutungsdifferenzen lösen können zu müssen, oft zwischen jüngeren und älteren Wissenschaftlern. So war es auch bei Kepler der Fall, der seine Assistentenstellung als Mitte Zwanzigjähriger in Prag mit dem alten Brahe auszuhandeln hatte. Dies verschlingt Zeit und zeigt Wissenschaftler selten heldenhaft.

Zudem hat die neue Wissenschaftsgeschichte gezeigt, dass sich vieles an theoretischem Wissenszuwachs deshalb gar nicht nur durch das reine Denken und auf dem Papier abspielte, sondern durch das Gespräch mit einer ganzen Reihe von Partnern, zu denen in der Frühen Neuzeit auch ganz maßgeblich die Handwerker und Instrumentenbauer mit ihrem praktisch-theoretischen Wissen gehörten. Handwerkliches und abstraktes Wissen griffen in der Frühen Neuzeit etwa bezüglich des Verständnisses von mechanischen Vorgängen oder dem Magnetismus stark ineinander. Kepler rühmte deshalb beispielsweise die „denkende Hand“ des jüngeren Tübinger Professors Wilhelm Schickhardt, der zu einem seiner engsten wissenschaftlichen Kooperations- und Gesprächspartner wurde. Schickhardt war ein Schreinersohn und fertigte für viele von Keplers Büchern Holzschnitte mit astronomischen Diagrammen und lachend-beseelten Sonnen an, die – ebenso wie Keplers Zeichnungen – bis heute auf eine ausreichende Analyse warten, weil sie für die heutigen Keplerausgaben modern „verwissenschaftlicht“ wurden. Schickhardt entwarf zudem eine Rechenmaschine. Sie sollte unter anderem die sich tausendfach wiederholenden mathematischen Berechnungen erleichtern, die nötig waren, um exakte Planetenpositionen für die Rudolphinischen Tafeln zu ermitteln. Einmal schrieb Kepler, er müsse in über 40 Fällen 181 Mal die gleiche Berechnung wiederholen, also über 7000 Mal! Dies geschah selbstverständlich auf dem Papier, und inzwischen mithilfe eines eigenen Assistenten, wurde aber von Kepler selbst auch immer wieder aufgeschoben und vor allem als ausdauernde Fleißarbeit im wissenschaftlichen Alltag gewertet. Der alltägliche Kampf

mit und die Bedeutung solcher Fleißarbeiten von Akademikern passen ebenfalls wenig zu Heldengeschichten.

Darüber hinaus unterstreicht die neue Wissenschaftsgeschichte, dass Wissen in spezifischen politischen und religiösen Zusammenhängen produziert wird, also auch in vielen Aspekten nicht von universaler Gültigkeit, sondern in sich perspektivisch ist. Wir benötigen also „grounded accounts“, die auch ein anderes Menschenbild zeigen, das oft (und wenig glücklich) „post-human“ genannt wird: also menschliches Wirken im Geflecht dieser vielfältigen Beziehungen, nicht zuletzt zu Instrumenten, Räumen, Medien und für Kepler auch einem für ihn durch Gott belebten Kosmos voller Naturphänomene, um zu verstehen. In der Frühen Neuzeit wurden diese Zusammenhänge selbstverständlich stark von den Interessen beziehungsweise dem Desinteresse der jeweiligen Regenten und Regentinnen geprägt. Wissenschaftler selbst waren überdies in der Regel an materieller Sicherheit, an Standeserhebungen und Prestige interessiert und fügten sich deshalb meist in diese Zusammenhänge ein. Es erstaunt deshalb auch wenig, dass viele der erfolgreichsten Wissenschaftler auch besonders begabte Kommunikatoren waren, die ihre Forschung zu inszenieren wussten. Sie schauten Buchbindern genau auf die Hand, damit ihre Bücher gut aussahen, reimten lange Widmungsreden für einflussreiche Gönner, schrieben rhetorisch gekonnte Briefe an eine Vielzahl von Menschen. Sie schufen sich Kontrahenten wirkungsmächtig vom Hals – erstaunlich oft mit aggressiven Worten oder beißender Ironie anstatt reiner Sachlichkeit.

Sie kämpften nicht nur mit der Suche nach Wahrheit, sondern ziemlich ausgiebig mit einer ganzen Bandbreite menschlicher Gefühle, die ein wissenschaftliches Evaluations- und Prestigesystem nährte: Konkurrenzneid, Kämpfe um die Markierung von Anerkennung – und das schon, bevor es Wissenschaftspreise gab! –, Angst vor Altersschwäche usw.

Helden-Biografien suggerierten dagegen oft nicht nur die Existenz höherer Gefühlswelten oder gar keine Gefühlswelten, sondern schufen die Idee vergeistigter Männer, deren abstraktes Denken zudem nicht durch ihren Bezug zum Übernatürlichen und zur Religion bestimmt wurde. Tatsächlich waren viele der frühneuzeitlichen wissenschaftlichen Neuerer aber zutiefst religiös und in ihrem religiösen Denken ebenfalls experimentell. Rationalität und Religion waren verknüpft.

Im Hinblick auf die Bedeutung jedes dieser Aspekte wird man deshalb in Keplers Welt und Leben schnell fündig. Das Thema des Konkurrenzneides sowie der Angewiesenheit auf politische Patronage ist allgegenwärtig. Zu meinen Lieblingsquellen gehört etwa der Brief Galileo Galileis an Kepler aus dem Jahr 1610, nachdem Galileis „Sternenbote“ Wellen schlug. Kepler bemühte sich schon seit Jahren um die Freundschaft des italienischen Gelehrten und ermutigte ihn, öffentlich für die kopernikani-

sche Lehre einzutreten, derzufolge nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum des Universums steht. Galilei hatte eine erste Antwort freundlich, aber knapp gehalten, indem er vorgab, erst die Einleitung eines Werkes gelesen zu haben, das Kepler ihm geschickt hatte. Den Rest wolle er sich vornehmen, nachdem er die Post weggeschickt habe. Der lange Brief, den sich Kepler von seinem italienischen Kollegen erhoffte, blieb jedoch aus. Nun schrieb Kepler 1610 erneut bewundernd nach Padua. Er gab mit einer Mischung aus Frustration und Neid offen zu, dass Rudolph II. nicht genug in die astronomische Forschung investierte und Galileos Teleskop sehr viel besser als sein eigenes zu sein schien. Aber er fragte auch danach, wen Galilei als Zeugen für seine Beobachtung der Mondkrater und Jupitermonde benennen könne. Galilei hieb nun voll in die offene Kerbe des kaiserlichen Mathematikers in Prag. Er protzte mit seiner Ausstattung, dem Erfolg seiner Tätigkeit sowie der Unterstützung durch den Großherzog der Toskana, der zudem seinen Ruhm verewige. Sein Teleskop sei schon in der Kunstgalerie des Großherzogs ausgestellt. Ich zitiere Galilei:

„Aus Euren Bemerkungen über den Mond entnehme ich, dass Euer Fernrohr nur von mittelmäßiger Leistungsfähigkeit ist, sodass es sich zu Beobachtungen der Planeten wohl wenig eignet. [...] Ihr wünscht weitere Zeugen, mein lieber Kepler. Ich nenne den Großherzog der Toskana. Nachdem er in den vergangenen Monaten die mediceischen Planeten öfters mit mir in Pisa beobachtet hatte, gab er mir bei der Abreise ein Geschenk, das mehr als tausend Dukaten wert ist und beruft mich soeben in seine Vaterstadt mit einem Jahresgehalt von ebenfalls tausend Dukaten und dem Titel eines Philosophen und Mathematikers seiner Durchlaucht. Dabei sind mir keine weiteren Verpflichtungen auferlegt; ich genieße vollkommen freie Muße, um meine Bücher zu vollenden über die Mechanik, den Aufbau des Weltalls sowie über die natürliche und die gewaltsamen Ortsbewegungen, worüber ich viele unerhörte und erstaunliche Dinge geometrisch beweisen werde.“

Galilei meinte zu diesem Zeitpunkt also sozusagen, seinen lebenslangen „Kollegplatz“ mit idealen Forschungsbedingungen gefunden zu haben – erst 1633 wurde er dann von der Inquisition mit der Strafe des Hausarrests belegt.

Keplers Folgebrief war voller Angst um eine Kontroverse mit einem anderen Wissenschaftler, in die er mit Schmähworten involviert gewesen war. Am Schluss erkannte er die Notwendigkeit, sich Galilei rituell schriftlich zu unterwerfen, um deshalb von seinen Beobachtungen schon vor ihrer Publikation zu hören: „Es ist niemand da, den Ihr als Rivalen zu fürchten hättet.“ Galileo narrete ihn nun geradezu, indem er Anagramme in Form von über zwanzig willkürlich aneinandergereihten Buchstaben schickte, die Kepler in lateinische Wörter aufschlüsseln sollte, um daraus Sätze zu machen, die den Schlüssel zu Galileis neuen Beobachtungen lieferten. Die Kooperation sollte Kepler zumindest Kopfzerbrechen bereiten! Trotzdem war jeder Naturwissenschaftler in diesem neuen Empirie-geleiteten Zeitalter darauf angewiesen, dass es

eben Zeugen, Mitstreiter gab, dass sich Experimente wiederholen ließen und zu den gleichen Ergebnissen führten. Dies stellte sich als notorisch schwierig heraus. Galilei sollte auch nie Keplers Theorie der ellipsenförmigen Planetenumlaufbahnen unterstützen.

Die Kooperation oder Suche nach Gönnern über Konfessionsgrenzen hinweg sah Kepler selbst zwanglos. Obwohl er als Lutheraner erzogen war und eigentlich nach dem Studium in Tübingen Pfarrer hätte werden sollen, weist vieles darauf hin, dass Kepler mit anderen vor allem nach einer universalen Reformierung der Kirche strebte. Er bewertete Kontroversen durchaus positiv, aber ihre Überbrückung war für ihn im traditionellen Sinn Zeichen der Anwesenheit des göttlichen Geistes und deshalb unbedingt anzustreben. Noch vor den verschärften konfessionellen Spannungen im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges schrieb der Protestant deshalb beispielweise 1604 dem bayerischen Herzog Maximilian I. Seine „Neue Astronomie“ war gerade erschienen. Der hochintelligente bayerische Kanzler Herwart von Hohenburg hatte ihn allerdings schon gewarnt: Am Münchner Hof interessiere sich keiner für Astronomie; außerdem kaufe man „derzeit und schon seit vielen Jahren“ keine Bücher für die Hofbibliothek. Tatsächlich wissen wir, dass der streng katholische Maximilian jede Buchanschaffung zunächst inspizierte und insgesamt nur 40 neue Bände während seiner gesamten Amtszeit bewilligte, die sich vor allem mit der bayerischen Geschichte befassten. Es stand also in München vor 400 Jahren nicht gut für Kepler – umso schöner, dass sich dies im 20. Jahrhundert durch die Herausgabe der gesammelten Werke Keplers in 26 Bänden durch die Bayerische Akademie fundamental änderte. Frohen Mutes kündigte Kepler trotzdem das Geschenk seiner „Neuen Astronomie“ als Neujahrsgruß an und schrieb Maximilian:

„Gnädigster Herr! [...] Ich habe aus dem Beispiel jener großen Zahl gelehrter Männer die Hoffnung geschöpft, Euer Durchlaucht werden dieses kleine Zeichen meiner gebührenden Verehrung in Gnaden günstig deuten und diesem Buch einen Platz in Ihrer wohlausgestatteten Bibliothek geben, und zwar nicht wegen der Gelehrsamkeit seines Verfassers, die recht gering ist, sondern wegen der vielen bisher allzu kühl behandelten Wunderwerke Gottes, von denen darin die Rede ist.“

Ein glänzender Rhetoriker und Schmeichler also, der es verstand, seinen Forschungen je nach Adressat den richtigen Rahmen zu verleihen und somit auch die Rezeption seiner Ideen mit vorzustrukturieren versuchte. Viele Arbeiten der neuen Kultur- und Buchgeschichte haben uns dafür sensibilisiert, diese Arbeit an Rezeptionsprozessen und ihre soziale Verortung in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen, anstatt davon auszugehen, dass Ideen sich uniform und gleichsam automatisch mitteilten. Kepler gab am Ende des Briefes an den erzkatholischen bayerischen Herzog auch unumwunden zu, dass er nach einem zukünftigen Nest und Beschützer suchte, sollte der „Sturm“ über sein Leben hereinbrechen.

Zwei Jahre später war es so weit: Es wurde stürmisch. Kaiser Rudolph II. war gestorben, und Kepler musste 1612 als Protestant aus Prag wegziehen, fand aber Schutz im oberösterreichischen Linz. Nur drei Jahre später erreichte ihn dort der Brief seiner Schwester aus Württemberg. Die Mutter Katharina sei der Hexerei beschuldigt worden. Johannes Kepler fasste dies sofort als äußerste Bedrohung für sein gesamtes Schaffen auf.

Nun werden Sie bemerkt haben, dass in diesem Vortrag bislang nur von Männern die Rede war und ich anfangs vom zentralen Beitrag der Geschlechtergeschichte für die Geschichtsschreibung gesprochen habe. Aber Geschlechtergeschichte zu schreiben bedeutet selbstverständlich nicht, ausschließlich über das Leben von Frauen zu schreiben. Die Geschlechtergeschichte fragt, wie Männlichkeit und Weiblichkeit sowie jede Art der Geschlechtlichkeit bewertet, zum Sachverhalt und Argument gemacht wird. In Bezug auf Kepler heißt das, überhaupt erst einmal zu untersuchen, wie er die Kategorien des Männlichen und Weiblichen als symbolisches System verwendete. Denn Mathematik war ja beispielsweise keineswegs nur abstrakt im Denken, sondern wurde durch Vergleiche kommuniziert, die sich an das Alltagsverständnis der Autoren anlehnten. Hieraus verstehen wir für Kepler wiederum, wie sich sein Verständnis von Frauen in der Krisenzeit des Hexenprozesses auf diese Kategorien bezog. Eine heroische Erzählung würde versucht sein, Kepler zum alleinigen Verteidiger seiner Mutter und damit pionierhaften Gegner der Hexenverfolgung zu machen. Klar ist jedoch, dass Kepler ambivalente Gefühle gegenüber seiner Mutter hatte, die relativ wenig mit ihrem eigentlichen Verhalten zu tun hatten, sondern vor allem mit der Tatsache, dass sie Frau und Mutter war.

Es gilt also, Keplers eigenes Verhältnis zur Geschlechterdifferenz zu verstehen. 1608 schrieb Kepler beispielsweise einen Brief über die Berechnung des goldenen Schnitts durch göttliche Proportionen. Diesen könne man durch Zahlen nicht völlig ausdrücken, aber man könnte ihm durch einen „unendlichen Prozess“ immer näherkommen. Er begann nun, diesen Prozess vorzuführen, und erhielt ein Muster an äquivalenten Fehlbeträgen und Überschüssen. Er fügte eine Zeichnung bei. Daraus folgerte er: „Ich glaube, ich kann die Sache nicht klarer und handgreiflicher ausdrücken, als wenn ich sage: ihr seht dort das Bild des männlichen, hier des weiblichen Glieds.“ Er fuhr amüsant fort:

„Wenn man zu diesem Vergleich einen Satyr vom Lande fragen würde, worin der Unterschied zwischen der Erzeugung der Pflanze und der Erzeugung des Menschen bestehe, so würde er sagen, darin, dass die Pflanze ihren Samen in sich trägt und daher eine einzige zur Erzeugung einer ähnlichen genügt, während beim Menschen das männliche und das weibliche Glied sich vereinigen müssen, was bei einem ein Minus ist und offen steht, das ist beim anderen ein Plus und steht vor, so dass erst durch Vereinigung zweier Menschen und durch Zusammenwerfen von Plus und Minus ein drittes Ähnliches entsteht.“

Mangel war also weiblich, und Kepler fügte am Schluss des Briefes hinzu, dass die Pythagoräer deshalb auch die ungeraden Zahlen als männlich, nämlich als idee- und formgebend, definiert hätten, und die geraden Zahlen als weiblich, nämlich als Materie. In seiner „Weltharmonik“ schrieb er ebenfalls hierüber sowie über die Tatsache, dass das Weibliche mit den geraden Zahlen oder als Mollterz in der Musik immer auf ein undynamisches, schwächeres Prinzip verweise, das auf das Männliche angewiesen sei.

Es gibt also gar keinen Zweifel, dass Kepler sich in der spezifischen (jedoch keineswegs homogenen) Tradition der klassischen Philosophie als Angehöriger des höheren Geschlechts verstand, obwohl diese Hierarchie genau zu seiner Zeit sehr lebhaft diskutiert wurde. Es greift also zu kurz zu sagen: Er war mit seinem Denken ein Mann seiner Zeit, denn diese Zeit blieb intellektuell gerade hinsichtlich der Frage der Geschlechterverhältnisse lebendig und polyphon. Auch diese Passage enthält deshalb einen wesentlichen Aspekt, der das hierarchische binäre Denken – männlich, weiblich/ stark, schwach/Form, Materie – konterkariert: Aus dem Zeugungsakt entstehe Ähnliches. Kepler war der Meinung, dass Kinder unter ähnlichen Sternkonstellationen wie die der Eltern geboren wurden und verstand sich selbst deshalb auch in vielem als Abbild seiner Mutter. Seine Ambivalenz gegenüber Katharina nährte sich deshalb paradox sowohl aus Abstand als aus diesem Gefühl der körperlichen und seelischen Verbundenheit von Geburt an. Dies wiederum verdeutlicht, warum wir wenig von Keplers Erleben verstehen, wenn wir davon ausgehen, dass er in einer abgehobenen Welt der abstrakten Ideen lebte. Er verstand sich fundamental auf die Familie und seine Mutter bezogen.

Die Geschlechtergeschichte und die neue Kulturgeschichte haben maßgeblich dazu beigetragen, dass wir uns Selbstzeugnissen wie diesem Brief neu und anders als Quelle nähern. Es geht nicht um das Herauspicken eines Zitats oder die Homogenisierung zu einer Zentralaussage, sondern um die genauere Untersuchung, welche Ideen in all ihrer Spannung oder Inkonsistenz an wen wie miteinander verknüpft werden und über welche Konventionen, aber auch über welche subjektiven Aneignungen, Fantasien und Gefühle sie berichten. Und so ist es von Belang, dass Kepler nun gleich im nächsten Absatz zugibt, sein Exkurs über die Zeugung bei Fragen der Berechnung des goldenen Schnitts sei vom spekulativen „Kitzel“ befördert und er habe ein „kleines Werk angelegt“, das er „geometrische Kabbala“ nenne. Er spiele mit dem Verborgenen, wisse aber, dass er spiele.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wie bezieht sich dies auf meinen Ausgangsgedanken – Kepler gehöre zu den Größen der deutschen Naturwissenschaft, die einem eine post-heroische Lesart gleichermaßen so leicht und schwer machen? Wir haben gehört, warum sich Heldenerzählungen inzwischen als falsche Sonde erwiesen haben, um wissenschaftliches Wirken zu verstehen. Es geht weiterhin darum, andere

Zugänge zu den zweifelsohne einzigartigen Leistungen von Keplers Leben und Denken zu pflegen. Allen voran steht hier seine Offenheit für das Spielerische. Wir sehen Kepler oft als Wissenschaftler, der gesagt hat, das Universum gleiche einem Uhrwerk – also einen Vertreter des mechanistischen Weltbildes. Doch Kepler interessierte konventionelle Regelmäßigkeit nicht im ausgezeichneten Sinn – deshalb kam er auch von der Idee der kreisförmigen Planetenbewegungen ab. Er sah Gott als spielerischen Schöpfer der Welt, der sehr viel intelligenter war und zum Beispiel die unregelmäßigen Abstände zwischen den Planeten genau an die fünf platonischen Körper angepasst hatte. Die Wortwahl „Kabbala“ weist zudem darauf hin, dass Kepler vorsichtig offen gegenüber der Vorstellung war, dass gelenkte Spielerei neue Geheimnisse des Göttlichen erschließen könne. In seiner Schrift vom Traum, „Somnium“, fragte Kepler radikal, wer denn meine, die Grenzen zwischen Rationalem und Irrationalem seien immer messerscharf zu ziehen.

Mit der Publikation des Traums reagierte Kepler auf den Hexenprozess. Nach der Anklage seiner Mutter 1615 setzte er sofort alles daran, um Katharina vor Strafprozess, Zeugenaussagen und Inhaftierung zu bewahren. Er scheiterte und beherbergte die Mutter teilweise bei sich zuhause in Linz, noch während er versuchte seine „Weltharmonik“ fertigzustellen. Er leistete Spitzenforschung unter exzeptionellen Umständen, und dies schlug sich auch in den Abschnitten zur Psychologie und Astrologie in der „Weltharmonik“ direkt nieder. Als seine Geschwister und sein Schwager schließlich unter dem Druck der belastenden Anklage zusammenbrachen, lag es allein an Kepler, Katharina zu unterstützen und vor der Verbrennung zu retten. Er packte seinen gesamten Haushalt in Kisten, brachte seine junge Familie zu Freunden und zog nun 1620 für ein Jahr nach Württemberg.

Katharina war inzwischen in einen weiter entfernten, ihnen völlig unbekanntem Ort namens Güglingen bei Heilbronn gebracht worden. Ihr jüngster Sohn Christoph in Leonberg ertrug keinen Prozess vor Ort, da dies, so meinte der Zinngießer, die Ehre seiner Familie ruinieren würde. Er meinte außerdem, dass nicht zu viel Geld für das Heizen ihrer Gefängnistube auszugeben sei. Johannes Kepler mietete sich ein Pferd und ritt zu seiner Mutter nach Güglingen. Katharina Kepler war inzwischen über siebzig Jahre alt, zahnlos und mit Eisenketten an den steinernen Boden des Gefängnisturms gebunden. Zwei Wächter registrierten jede ihrer Bewegungen, denn sie meinten, der Teufel sei mit ihr verbündet. Katharina, die lebenslang eine fromme, widerstandsfähige Frau war, kämpfte mit Verzweiflung. Einigen Facetten ihres Erlebens, so wie sie sich mir aus den Prozessakten darstellen, hat Cerys Purser heute Abend eine Stimme verliehen. Katharina Kepler brach nie zusammen, um zu gestehen, was die Wächter, Vögte und verschiedene Oberräte des Herzogs von ihr verlangten: dass sie eine Hexe und so vom Bösen des Teufels durchdrungen sei, dass sie Menschen mit ihren Tränken gelähmt habe.

Kepler identifizierte sich in seinem eigenen Leben mit der Fähigkeit seiner Mutter, auch gegen die Konventionen und in Konflikten durchzuhalten. Zudem wusste er zwar, dass auch das Dunkel sein eigenes Wissen nähren konnte, schrieb aber nie über die Macht des Teufels oder über einen nahenden Weltuntergang durch dessen immer größer werdende Kraft, so wie es unzählige Theologen ständig taten. Der Teufel scheint für ihn, ebenso wie für seine Mutter, keine gestaltende Größe gewesen zu sein. Die Dissonanz, wie wir gehört haben, dagegen war eine Größe – als unausweichlicher Teil der Welt, deren schlussendliche Überwindung die Erfahrung der Harmonie umso mehr stärkte.

Keplers Harmoniebegriff stärkte überdies zunehmend und ganz neu die Vorstellung der guten Polyphonie, des Nebeneinanders verschiedener Stimmen, die sich ausdrückten. Es war also nicht immer eine Wahrheit mathematisch zu bestimmen. „Die Liebe“, so schrieb er, sei der „Kompass des Lebens“, und sie wurde wiederum von dem Eigengewicht der Beteiligten und ihren Auseinandersetzungen gestärkt. Kepler verstand sein Werk als Feier des göttlichen Schaffens in all seiner Schönheit und Kreativität. Diese Kreativität war Teil jeder menschlichen Seele, wenn sie nur erweckt wurde. Sternkonstellationen konnten diesen Prozess anregen. Er glaubte fest an die Zukunft der Welt durch eine ebenso systematisch wie ergebnisoffen forschende Wissenschaft, die diese Seelenkräfte alles Lebenden auf der Erde und des Universums wahrnahm und pflegte. Dies war Keplers Kosmos. Ihm gilt heute Abend unser Andenken im weithin offenen Horizont neuer Befragungen und neuer Inspiration.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir, mit einer kurzen persönlichen Erinnerung zu schließen. Als Studentin im Erstsemester belegte ich das obligatorische Proseminar zu Methoden der Geschichtsschreibung. Es ging um „Historische Biografie“, und der Professor setzte es mir zur Aufgabe, die ungemein dicke Bismarckbiografie eines herausragenden deutschen Historikers zu besprechen. Nach einem ersten Versuch, mich in das Buch einzufinden, nahm ich meinen Mut zusammen und fragte, ob ich nicht ein Referat zur Alltagsgeschichte übernehmen könne. Ich hatte von der „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“ des DDR-Historikers Jürgen Kuczynski gehört, und sie entsprach meinem Interesse an der Geschichte gewöhnlicher Menschen und ihrer Umstände. Der Professor sagte Ja. Bald schien es für eine Zeit in Deutschland dann so, als ob man sich entscheiden müsse – entweder Geschichte von unten oder die der Strukturen, und so, als ob man mit einem Interesse an der historischen Anthropologie, der Geschlechter- und der Mikrogeschichte doch randständige Forschungsfragen verfolge. Diese drei Gebiete sowie die neue Wissenschaftsgeschichte waren erst im Begriff sich zu etablieren. Ich habe in meinen ersten dreißig Jahren historischer Forschung durch ihre Weiterentwicklung immense Anregungen erfahren sowie überdies von der Entwicklung der Global-, Materialitäts- und Umweltgeschichte. Ich nehme die Geschichtsschreibung auf vielen weiteren Gebieten als

ungemein dynamisch und bereichernd wahr. Sie alle in diesem Raum haben entweder als Forschende oder als Leserinnen und Leser an der Beförderung dieser vitalen Vielfalt mitgewirkt. Vor allem freut mich persönlich, dass der Zwang, sich auf ein Gebiet und eine Methode festzulegen – und damit meine ich selbstverständlich auch die Identitätspolitik der Alltagshistoriker –, inzwischen einem offen ausgerichteten und auf Kombinationen angelegten historischen Werkzeugkasten bester Ausstattung gewichen ist. Die Geschichtsschreibung kann dadurch nur gewinnen. Ich bedanke mich nochmals für diesen einzigartigen Preis.



Festvortrag der Preisträgerin Ulinka Rublack



Foto: Jörg Scheibe, Braunschweig

PROFESSOR DR. ULINKA RUBLACK

Curriculum Vitae

- Studium in Hamburg und Cambridge
- ab 1996 Lehre am St John's College in Cambridge
- 2011 Bainton Prize
- 2013 Professorin of Early Modern History in Cambridge
- 2017 Fellow der British Academy
- seit 2017 Vorsitzende der German History Society
(United Kingdom und Republic of Ireland)
- 2018 Reimar Lüst-Preis der Alexander von Humboldt- und
der Fritz Thyssen Stiftung

Ulinka Rublack war unter anderem Fellow am Maison de l'Homme in Paris, Descartes Fellow am NIAS in Amsterdam sowie Fellow des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz und der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Sie ist die Herausgeberin des „Oxford Handbook of the Protestant Reformations“, hat in Cambridge das Centre for Gender Studies mitbegründet und viele Jahre dort leitende Funktionen übernommen. Darüber hinaus ist sie Mitglied der Forschungsgruppe des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Projekts „Materialized Identities. Objects, Affects and Effects in Early Modern Culture 1450–1750“.

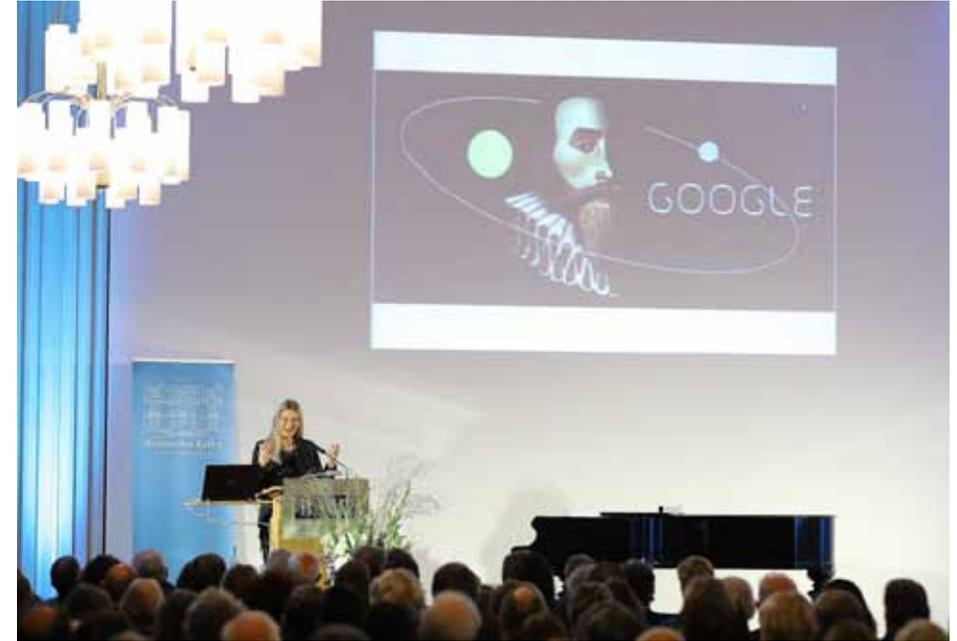
Publikationen (Auswahl)

- The Astronomer and the Witch. Johannes Kepler's Fight for his Mother. Oxford 2015.
- Dressing Up: Cultural Identity in Renaissance Europe. Oxford 2010.
- Die Reformation in Europa. Frankfurt a. M. 2006.
- Magd, Metz' oder Mörderin: Frauen vor frühneuzeitlichen Gerichten. Frankfurt a. M. 1998.
- Geordnete Verhältnisse? Ehealltag und Ehepolitik im frühneuzeitlichen Konstanz. Konstanz 1997.
- (Hg.): The Oxford Handbook of the Protestant Reformations. Oxford 2016.
- (Hg.): Hans Holbein. The Dance of Death. London 2016.
- (Hg.): Gender in Early Modern German History. Cambridge 2001.
- (Hg.) gemeinsam mit Maria Hayward: The First Book of Fashion: The Book of Clothes of Matthaeus and Veit Konrad Schwarz. Bloomsbury 2015.
- (Hg.) gemeinsam mit Giorgio Riello: The Right to Dress. Sumptuary Legislation in a Global Perspective, 1300–1900. Cambridge 2019.

**BILDER
DER PREISVERLEIHUNG**



Feierliche Preisverleihung im Saal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Münchner Residenz



Festvortrag von Ulinka Rublack anlässlich der Verleihung des Preises des Historischen Kollegs



Verleihung des Preises des Historischen Kollegs (v.l.n.r.): Der Kuratoriumsvorsitzende des Historischen Kollegs Martin Schulze Wessel, die Preisträgerin Ulinka Rublack, die Vertreterin des Kuratoriums und Laudatorin Birgit Emich sowie der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst Bernd Sibler



Musikalisches Rahmenprogramm: Ausschnitte aus der Oper „Kepler’s Trial“; am Flügel der Komponist Tim Watts mit Mezzosopran Cerys Purser



Mezzosoprano Cerys Purser



Professor Dr. Clemens Börsig, Vorsitzender des Freundeskreises des Historischen Kollegs (vorn im Bild)



Musikalisches Rahmenprogramm: Ausschnitte aus der Oper „Kepler’s Trial“; am Flügel der Komponist Tim Watts mit Mezzosoprano Cerys Purser



Die Preisträgerin Ulinka Rublack und der Bayerische Staatsminister Bernd Sibler